Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 293. Freitag den 19. October 1888. 82. Jahrgang.

Bilder aus Konstantinopel.

* Der Spätsommer an den Ufern des Bosporus, niemals in Regenschleier und Nebel eingehüllt, ist eine wichtige Jahreszeit für Konstantinopel; an einem Augusttage ist die Stadt durch die Eisenbahn dem Continente und der Culturwelt angeschmiedet worden, und man schrieb den 26. August des Jahres 330, da Kaiser Konstantin, mit dem Purpur seiner Würde geschmückt, geleitet von zahllosen Priestern, Reitern und Günstlingen, auszog, um unter Musik und dem Jubelrufe einer freigesinnten Menge den Grundstein der neuen Stadt zu legen. Die Sage erzählt, daß im selben Augenblicke, während Fackeln an den Ufern sprühten, griechisches Feuer die Meereswellen hell erglänzen ließ, der Schutzgeist der Stadt, der bis dahin die weite Hülle einer Matrone trug, plötzlich Reiz und Zauber der Jugend annahm, so daß der Kaiser von dem blassen feingeschnittenen Köpfchen dermaßen berückt erschien, daß er dem verwandelten Schutzengel — es wird wohl eine der dem Kaiser huldigenden Ehrenjungfrauen gewesen sein — nicht nur Honigkuchen, sondern auch Steine, Geschmeide und alle Abzeichen seiner fürstlichen Würde opferte. Seither hat Konstantin fromm und, wie alle Frommen, liebewarmen Herzens die Dinge, welche Konstantinopel betrafen, mit zärtlicher Galanterie behandelt. „Mit dem Ungestüm eines Verliebten", erzählt sein Geschichtschreiber, „hat er den Bau von Mauern, Portiken und Häusern gefördert." Die Folge war, daß wenige Jahre, nachdem man die Stadt eingeweiht, „die Mauern in trauriger Zerrissenheit starrten und die Regierung Mühe hatte, alle Bauten vor dem Einsturze zu bewahren". Fünfzehn Jahrhunderte ist Konstantinopel solcher Art zu bauen treu geblieben. Von den Byzantinern haben die Türken gelernt, ihre Häuser aus schwachen Balken zu errichten, die, nothdürftig mit Brettern bedeckt, in- und auswendig mit Mörtel, Lehm oder Koth überzogen werden. Die Gebäude der Reichen sind hell und luftig, die der Armen winkelig und niedrig, aber die Natur umrankt diese Stätten der Noth mit grünem Schmuck: Epheu und wilder Wein verschlingen sich zu dichten Schutzwänden und strecken ihre Zweige über die schmalen Gassen, so daß man in den abgeschiedenen türkischen Vierteln wie unter grünen Gewölben wandelt. In Pera, der Christenstadt, in welcher an Stelle der Ehrfurcht vor dem Althergebrachten die Sucht, europäische Bräuche nachzuahmen, trat, formt man alle Neubauten aus stattlichem Stein; Stambul und Galata bleiben dem Holze treu. Das erleichtert der Regierung ihr Amt, falls ihr einmal die Sorge kommt, in dem Winkelwerke der Straßen aufzuräumen. Als vor Jahren der österreichische Kronprinz Konstantinopel besuchte, fand der Sultan, es sei nothwendig, dem hohen Gaste eine Fahrt von seinem Palaste nach Galata zu ermöglichen. Ueber Nacht waren Tausende von Holzhäusern und Waarenspeichern abgebrochen, über Nacht war die neue Straße fertig. Sie heißt bis zum heutigen Tage im Volksmunde „Rudolphsgasse". Nicht allzu weit vor dem Thore von Galata liegt sie ein Stück türkischen Geheimlebens bloß; an der „Rudolphsgasse", neben Kaufläden mit den funkelnden Waaren des Orients, sind die Buden der Briefschreiber, die, Rohr und Pergament in der Hand, ihrer des Lesens wie des Schreibens unkundigen Clienten harren. Vermummte Frauen bilden die Hauptzahl derselben; hier werden nicht nur Geschäfte geschlossen, Aufträge empfangen und ertheilt, hier wird, während der Briefschreiber in voller Ruhe die Feder von rechts nach links führt, mancher Seufzer stürmisch wallenden Herzens festgehalten.

Kein größerer Gegensatz, schreibt Friedrich Schütz in der „Neuen Freien Presse", als der dieser Hütten und der Pracht der Paläste, welche den türkischen Herrschern gehören. Sie erheben sich stolz fern von den Zinnen des alten Stambul an der Meeresküste. Taumel, Wirbel und Schwindel der Großstadt dringen nicht hierher, kein Geräusch wird laut, als das der Fontainen, die in den Gärten ihre Wassersäulen mit gewaltiger Kraft heben und senken. Diese Bauten, wiewohl vor wenigen Jahrzehnten entstanden, tragen sämmtlich das Gepräge einer längst überwundenen Epoche; sie zeigen die kühngeschweiften, von reichem Zierrath bedeckten Formen der Barockzeit. In riesenhaften Dimensionen entworfen und mit der massivsten Solidität ausgeführt, haben sie Millionen verschlungen. Sultan Abdul Aziz war ihr Schöpfer. Wie seine Vorgänger vom religiösen Drange erfüllt waren, Moscheen zu bauen, hatte er den Ehrgeiz, Palast auf Palast emporzuzaubern. Er war ohne Sinn für die heimische Kunst und verspottete ihre Formen, die durch Jahrhunderte der Zeit und ihrem Wechsel trotzten. Er berief französische Architekten und Maler, ihr Geschmack bestimmte den des Herrschers, der auf Reisen Kunstschätze sammelte, mit denen er die weiten Hallen seiner Paläste schmückte. Der Koran erklärt die Nachbildung der menschlichen Gestalt als sündhaft, das hinderte den Sultan nicht, in Paris und London Statuen zu kaufen und eine Galerie von Gemälden anzulegen, für die Meister von Ruf, aber auch Glücksritter und Dilettanten malten. Am häufigsten wurde von ihnen das Bildniß einer schönen Frau verlangt, der Abdul Aziz aus respectvoller Entfernung huldigte. Seine Wohnräume wie seine Galerien sind mit Portraits der Kaiserin Eugenie angefüllt. Wer hätte, als sie den Malern des Sultans saß, vorhergesagt, daß sie eines Tages vaterlandslos und verdammt, daß Abdul Aziz frühzeitig vom Schauplatze gedrängt sein werde?

Kenner der Palastgeheimnisse in Konstantinopel wissen, daß Abdul Aziz dem türkischen Klerus zum Opfer fiel, der große Streit zwischen Priester und Königthum, der durch die Geschichte aller Zeiten zieht, hat auch ihn zu Fall gebracht. Er hatte sich mit der Absicht getragen, gegen Rath und Wunsch der Ulemas eine Abänderung der Erbfolge zu Gunsten seiner Kinder durchzuführen; da er nahe am Ziele war, ereilte ihn sein Schicksal; die Empörung flammte auf, Abdul Aziz zerschnitt — gewiß nicht ohne Mithilfe einiger Diener — die Adern an seinem Arme. Der Orient ist ohne Dankbarkeit für einen Herrscher, dessen Zeit vorüber ist. Wie die Nachfolger jedes Fürsten seinen Wohnsitz meiden und sich neue Schlösser schaffen, während die Mauern der alten zusammenbrechen, wendet sich die Erinnerung des Türken am liebsten von Allen, welche die Ereignisse abberufen haben. Trotzdem ist das Bild Abdul Aziz' heute noch nicht erloschen; er war ein Herrscher, wie das Morgenland ihn will. Freigebig bis zur Verschwendung, wußte er demüthige Unterwürfigkeit hervorzurufen. Seine Art, zu leben, zehrte am Marke des Volkes und hat den Ruin der türkischen Finanzen herbeigeführt; dessen ungeachtet leuchtet alten Muselmanen das Auge, wenn sie erzählen, wie Abdul Aziz, hoch von Gestalt, männlich und von kriegerischer Härte in seinen Zügen, durch die Stadt ritt, Diener vor und hinter sich, oder wie er auf goldiger Galeere durch den Hafen fuhr, während vierzig Ruderer sein Boot pfeilschnell zu dem asiatischen Ufer trieben. Er liebte es, sich seinem Volke zu zeigen, heute auf der Straße, morgen in einer Moschee, stets umgeben von dem Glanze, der die Throne der mächtigsten seiner Vorgänger schmückte. Ein Gefühl übermüthiger Stärke erfüllte ihn, seine Lieblingsneigung galt allen Gattungen schöner Frauen und — wilden Thieren. Nach seinem Ableben zählte der Harem zweihundert Sclavinnen, die — er war reich genug, sie alle zu befriedigen — wehklagend sein Schicksal beweinten. Seine Menagerien zeigten die schönsten Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen und Bären. Sie alle sind sehr rasch ihrem Besitzer in den Tod gefolgt; am längsten hat ihn sein Lieblingsthier, ein Königstiger von gewaltigem Körpermaße, überlebt. Er ist heute in dem Garten eines der verödeten kaiserlichen Lustschlösser, auf dessen Höfen Disteln mannshoch wuchern, begraben. Die Führer durch Konstantinopel, die sehr stark auf die Leichtgläubigkeit der Fremden pochen, erzählen am Grabe des verendeten kaiserlichen Hofraubthieres das alberne Märchen, der Sultan hätte eines Tages Befehl gegeben, daß ein Minister, der sich seine Ungnade zugezogen hatte, zu dem Tiger in den Käfig gesperrt werde; natürlich hat ein Zufall die Erfüllung dieser grausamen Laune gehindert.

Ohne den Reiz einer lustspielartigen Romantik, aber als ein tüchtiger, für die besten Regungen empfänglicher Fürst regiert heute Abdul Hamid an Stelle des gewaltsam vom Throne gestoßenen Abdul Aziz. Sein Schloß Yildiz-Kiosk, das Sternenhaus geheißen, vereinigt wie ein modernes Kloster oder eine englische Villa ein ganzes Gebiet von Häusern. Es liegt auf felsiger Höhe, zu deren Füßen das im Sonnenschein glänzende Bild der Stadt sich ausstreckt. Eine feste Ringmauer umschlingt das Ganze und macht es der Außenwelt unzugänglich; völlig unbehelligt von dieser wimmelt in den Vorhöfen ein Schwarm von Kammerherren, Militairs, Höflingen und Eunuchen — lauter Gesichter, in denen der Orient sich ausprägt. Yildiz-Kiosk steckt inmitten üppigen Grünes; ein deutscher Gartenkünstler, Schlerf, hat den kahlen Boden, der sich ehedem hier in trauriger Oede ausgedehnt, in einen anmuthigen Park verwandelt. Kioske, welche auf dunklen Pfeilern ruhen, schmücken ihn, Springbrunnen plätschern anmuthig in eisernen Schalen, Teiche schauen wie klare Augen aus dem wohlgepflegten Rasen, kühn geschwungene Brücken kürzen den Weg über die Rundgänge des Gartens ab. Die Fenster der Kioske sind mit Holzgittern dicht verschlossen, ein Zeichen, daß hier Frauen ihre Wohnung aufgeschlagen. Man zählt ein volles Dutzend dieser niedlichen Bauten. Fünf derselben sind von den Kadinen, den ersten Frauen des Sultans, fünf von seinen Gemahlinnen der zweiten Rangordnung bewohnt, einer gehört der Kaiserin-Mutter, einer der Intendantin des Harems. Bedenkt man, daß jedes dieser Häuser standesgemäß von fünfzig Personen bewohnt sein muß, so wird man finden, daß Yildiz-Kiosk sehr dicht bevölkert ist. Abdul Aziz hat seinen Frauen reiche Ausstattungen zugewendet, ihre Kioske waren mit seltenem Prunkwerk, goldgestickten Teppichen, den edelsten Steinen und Geschmeiden geschmückt, ein Stück des versunkenen Zauberlands aus „Tausend und Einer Nacht" war in seinen Haushalt gedrungen. Die Kioske der Kaiserinnen von heute tragen billigeren Schmuck, sie stecken in rothen Rosen, während die Häuschen der fünf Favoritinnen, die regelmäßig nach einjährigem Aufenthalte im Harem denselben verlassen, um sich mit jungen Hofherren zu vermählen, sehr anmuthig aus Gebüschen schauen, in denen weiße Rosen knospen. Die Rose ist die Lieblingsblume des Orients, sie schmückt seine Gärten, sie würzt seine Speisen. Religiöses Vorurtheil hat diesen Cult genährt. Nach dem Koran ist die Rose auf der Himmelfahrt Mohamed's, der zu Pferde die Wege des Propheten Elias frisch einhergaloppirte, geschaffen worden, die weiße Rose erblühte aus dem Schweiße des Propheten, die rothe aus dem des Thieres, das er ritt, und die gelbe aus dem des Erzengels Gabriel, der Mohamed auf Erden- und Wolkenwegen ein treuer Begleiter war.

Der herkömmliche Brauch erhält die Frauenhäuser von Yildiz-Kiosk. Abdul Hamid selbst ist kein Mann des Harems, seine Art, zu leben, ist die einfachste, seinem Charakter, seinen Neigungen nach würde er am liebsten in stiller Zurückgezogenheit bleiben und den friedlichsten Beschäftigungen nachgehen. Auch heute, wo ihn das Geschick auf den Thron erhob, erheitert er sein Dasein durch Vergnügungen, die keinen Aufwand brauchen. Er liebt es, früh Morgens durch seine Gärten zu wandeln, nach Bäumen und Beeten zu sehen, des Mittags in kleinster Gesellschaft ein einfaches Mahl zu nehmen. Ab und zu — gewöhnlich am Donnerstag, den er, wie jeder Alttürke, seiner ersten Gemahlin widmet — folgt er mit dieser und einigen ergebenen Dienern in seinem schmucken Haustheater den Darstellungen französischer Schauspieler, die das Unglück oder Schwäche des Talents, die gleichfalls ein Unglück ist, an den Bosporus verschlug.

In dem Vorsaale des Palastes glänzt die Pracht goldgestickter Uniformen, die Zimmer des Sultans sind von der Prunklosigkeit eines wohlhabenden Privatmannes. Die Natur Abdul Hamid's trägt einen Zug schlichter Einfachheit, und seine türkischen Lobredner übertreiben nicht allzu sehr, wenn sie in der dithyrambischen Sprache des Orients sagen: „Der Sultan ist zum Wesen der ersten Osmaniden zurückgekehrt, die mit ihren Knechten pflügten, auf dem Boden aßen und schliefen, wo sie gegessen hatten." Abdul Hamid zieht bei besonderen Anlässen die vornehme christliche Welt von Konstantinopel in seine Nähe; wie alle Höfe des gesitteten Europa, sind auch diese türkischen Hofcircularien rasch vorüber, ein Diner dauert kaum mehr als eine Stunde, regelmäßig sitzt der Sultan bei demselben an der Spitze der Tafel, nicht, wie es an europäischen Höfen Brauch ist, in der Mitte derselben, zahlreiche Diener, wie unsere Hoflakaien livrirt, aber einen Fez auf dem Haupte, serviren die von französischen Köchen bereiteten Speisen, das Service zeigt den Reichthum, mit dem Abdul Aziz zu prunken suchte. Den Hofbeamten schreibt der Sultan die größte Sparsamkeit vor; leider kommen Mißbräuche rascher, als sie gehen. Der Schwarm von Hofdienern in Konstantinopel ist trotz aller Bemühungen nur wenig kleiner geworden. „Viele und große Vögel bedürfen vieler und guter Nahrung", sagt ein weises türkisches Sprichwort. Nach jedem Mahle Abdul Hamid's sieht man die Reste desselben in der Nähe des Palastes verkaufen, ehedem hat man mit ihnen die Hungernden gespeist, aber die Nothleidenden kamen in so hellen Haufen, daß dieser Brauch abgestellt werden mußte; was heute unverkauft bleibt von den Ueberbleibseln der fürstlichen Tafel, wird den gierigen Hunden vorgeworfen.

Jeder, der ein Wort des Großherrn erhascht hat, rühmt seine milde Güte. Er zeigt sie nicht nur in Worten, sie beherrscht auch seine Thaten; seine Minister, die er nicht gern wechselt und dauernd im Amte zu halten sucht, haben nie über Aeußerungen gereizter Stimmung zu klagen, er mildert, wo er kann, die Strenge des Gesetzes; Männer seiner Umgebung, die sein Vertrauen täuschten, büßen ihr Vergehen nicht durch die ehedem üblichen strengen Strafen, Verbannung aus Konstantinopel trifft sie, was dem Sultan die härteste Buße zu sein scheint. Man hat ihm selbst nahegelegt, zeitweilig seinen Aufenthalt in Brussa, der alten osmanischen Kaiserresidenz, zu nehmen. Er hat dies abgelehnt, offenbar kann er nicht leben, ohne die Ufer zu sehen, welche der Gegenstand der Sehnsucht und der Träume seiner großen Ahnen waren. Seinem jüngeren Bruder, dem Thronfolger, zeigt er eine ungewöhnliche Milde; das ist gegen alles türkische Herkommen, demgemäß der Kronprinz bis zu dem Augenblicke seiner Erhebung ein Gefangener ist, der aus dem Kerker zum Throne schreitet. Den Erstgeborenen von Abdul Aziz hat Abdul Hamid an Sohnesstatt angenommen. Der Prinz genießt volle Freiheit, ein Bild melancholischer Schwärmerei, sieht man ihn bei allen Aufzügen, an denen der Hof theilnimmt. Der Sultan hat die Zahl derselben sehr stark beschränkt. Er erscheint bei solchen Anlässen, umgeben von militairischem Gepränge, zu Wagen oder hoch zu Roß. Kriegerischer Lärm tönt, so wie die Truppen seiner ansichtig werden, Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern, Militairbanden, deren Musiker von der Sonne Afrikas gebräunt worden, lärmen, der Willkommruf für den Kaiser erschüttert die Luft. Bei solcher Gelegenheit kann man genau beobachten, wie wohlgebildet das Antlitz des Großherrn, wie edel seine Stirne, aber auch wie bleich die Wange, die ein schwarzer Bart umfließt, wie matt sein sanftes Auge. Es ist viel verlangt, daß dieses Auge ein unermeßliches Gebiet klar überschaue!

Eine Marmortreppe verbindet Yildiz-Kiosk mit einem zweiten großen Palaste, an dessen Mauern von blendend weißem Stein sich die Fluth des Meeres bricht. Düsteres Schweigen liegt über diesem Hause; es ist sorgfältig bewacht, die Straßen vor seinem Eingange sind abgesperrt. Hier ist die Residenz des abgesetzten Kaisers Murad, dem eine unheimliche Stunde den Geist umnachtet hat. Das war an jenem Tage, da in Konstantinopel die Empörung aufloderte und Abdul Aziz vom Throne stieß, die Rebellen in die stille Zurückgezogenheit des zitternden Prinzen drangen, um ihn auf ihren Schild zu heben. Er glaubte, seine Henker seien gekommen — der Schrecken eines Augenblicks hatte seine Denkkraft gelähmt; mit zerrütteter geistiger Kraft bestieg er den Thron! Heute bewohnt er das Königsschloß von Tscheragan. Seine Mutter, seine Frauen, seine Kinder sind bei ihm, sein Hofstaat ist in der stattlichen Zahl von ehedem zu seinen Diensten belassen worden. Der Kaiser genießt der sorgsamsten Pflege. Er hat Stunden, in denen Kraft und Gesundheit ihm wiedergekehrt scheinen, seine Ausspüche so klar und verständig klingen, daß die Getreuen, die ihm blieben, sie wie Orakelsprüche des Himmels sammeln; nicht lange, er bedudelt, wie er es früher that, die prunkenden Gemächer seines Palastes oder er brütet in wüsten Träumereien, sein Gesicht röthet sich, seine Augen funkeln, Angst, Zweifel und Schauer jener Stunde, in der ihn der Dämon des Wahnsinns berührt, schütteln ihn wieder. Die Leute sagen, gegen Abend habe der Sultan seine lichten Stunden, dann könne man ihn vom Meere aus am Fenster seines Schlosses sehen in einem weiten Nachtgewande, unheimlich abgemagert, das Haupt von grauem Haar umwallt. Wer diesen Anblick haben will und zur Zeit des Sonnenuntergangs auf einem der großen landesüblichen Kähne sich zu der Residenz des tollen Kaisers tragen läßt, wird in der Regel nur sehen, wie die Wachen auf dem Schloßplatze verstärkt werden, die Vorhänge an den Fenstern herniedersinken und wie Dunkelheit und Nebel ihre Schleier um das einsame Schloß schlagen. Ist man hierauf durch das Gewimmel von Kähnen, Schiffen und Masten im Hafen der Stadt zurückgekehrt, dann hat ihr Nachtleben begonnen, der Lärm des Tages verklingt, von den Ufern her dringen Gesänge in der türkischen klagenden, zitternden Weise, von den Schiffen tönen heitere Matrosenlieder. Diese Melodien fließen ineinander, daß man glauben könnte, den Effecten eines europäischen Componisten zu lauschen, aber das Heulen der Hunde, das Lärmen der Nachtwächter, die unbarmherzig ihre Eisenkeulen auf das Straßenpflaster niederfausen lassen, mahnen, daß uns die Schatten des Orients umfangen.

Zur preußischen Wahlbewegung.

NLC. Berlin, 17. October. In den östlichen preußischen Provinzen hat sich erst in neuester Zeit die gemäßigt liberale Richtung wieder zu regen begonnen und wenn auch bei den unmittelbar bevorstehenden Wahlen nur erst an vereinzelten Orten Candidaten dieser Parteistellung auftreten, so hat es sich doch gezeigt, daß hier der Boden keineswegs so ungünstig für die vermittelnden Richtungen ist, wie häufig behauptet wurde. Die Annahme, daß in diesen Landestheilen nur für die schroffen unvermittelten Gegensätze der Extremconservativen und Extremliberalen Platz sei, ist durch den Verlauf dieser Wahlbewegung stark erschüttert worden. Für das öffentliche Leben jener Landestheile war die Schroffheit und Unversöhnlichkeit der politischen Gegensätze, die sich ja zum Theil durch die besonderen wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse erklären läßt, geradezu unheilvoll. Um so dankenswerther mußte der Versuch erscheinen, auch hier einer gemäßigten vermittelnden Richtung mehr Boden zu bereiten, als sie bisher besessen hatte. Und dieser Versuch ist, wenn auch der Erfolg noch nicht in zahlreichen neuen Abgeordnetenmandaten sich zeigen wird, doch über Erwarten gelungen. In ganzen Landestheilen kann jetzt erst wieder von einer nationalliberalen Partei die Rede sein; die zerstreuten Anhänger derselben haben sich an vielen Orten gesammelt und organisirt und es stellte sich heraus, daß sie mehr Boden in der Bevölkerung hatten, als sie selbst angenommen. Es ist hier für die Zukunft ein verheißungsreicher Grund gelegt und ein günstiger Anfang gemacht worden. Es läßt sich hoffen, daß auch in jenen Landestheilen der Liberalismus mehr und mehr davon zurückkommen wird, seinen einzigen Ausdruck in der Fortschrittspartei zu finden, und daß ebenso die conservative Richtung die bisher vorherrschende extrem-reactionäre Färbung verlieren wird, je mehr die schroffen politischen Gegensätze durch das Aufkommen vermittelnder Richtungen abgeschwächt werden.

Man darf gespannt sein, wie diejenigen ultramontanen Wähler, welche angewiesen werden, für fortschrittliche Candidaten zu stimmen, diese ihre Aufgabe mit den Worten des erzbischöflichen Wahlerlasses in Uebereinstimmung zu setzen vermögen. Wenn es in dem Wahlerlaß u. A. heißt: „Wählet Männer, die Bereitwilligkeit und Thatkraft für die Beseitigung der socialen Nothstände haben, wählet christliche Männer, die Religion und Gottesfurcht als das tiefste Fundament und das festeste Bollwerk des Staates erkennen, die den christlichen Charakter der Schule sicher zu stellen und die vom Herrn der Kirche verliehenen unveräußerlichen Rechte zu vertheidigen entschlossen sind", so wird doch auch ein Ultramontaner nicht behaupten wollen, daß gerade fortschrittliche Candidaten besonders Gewähr bieten, diese Forderungen in ihrer parlamentarischen Wirksamkeit zu erfüllen. Aber das wird die geistlichen Wahlagitatoren freilich nicht abhalten, Herrn Richter behülflich zu sein, sein Häuflein nothdürftig beisammen zu halten.

Militairisches.

* Berlin, 16. October. Die Unterofficiere des Regiments Gardes du Corps haben heute bereits Vorstellung mit den neuen Lanzen. Der Dienst bei den Kürassier-Regimentern ist infolge dieser Neuerung einstweilen besonders anstrengend. Die Lanzen mit Metallschäften hat man als zu schwer bald wieder aufgegeben; die Schafte sind von Fichtenholz, doch sind verschiedene schon beim Ueben zersplittert. Der Revolver ist bei den Kürassieren bald wieder verschwunden, doch auch der neue Carabiner wird demnächst wieder durch einen Magazin-Carabiner abgelöst werden. Auch sucht man Mann und Pferd zu Gunsten der Lanze zu erleichtern; so werden jetzt kleinere und leichtere Satteltaschen angefertigt. Die Lanzen sind übrigens noch länger als die der Ulanen; letztere sind zehn, die der Kürassiere beinahe elf Fuß lang.

* Das Juliheft der „Revue de cavalerie" berichtet, daß die drei reitenden Batterien der 2. französischen Cavalleriedivision einen Gewaltmarsch ausgeführt haben. Nach sechswöchentlichen Uebungen im Lager von Chalons übergab der Chef d'escadron Petit de Coupray die Reserve dem Capitain-Adjutantmajor zum Rückmarsch in die Garnison Luneville in den üblichen acht Etappen, während er selbst mit den drei Gefechtsbatterien den Weg in vier Tagen zurücklegte, und zwar am 1. Tage vom Lager bis Thiaucourt, am 2. Tage von Thiaucourt bis Saint-Mihiel, am 3. Tage von Saint-Mihiel bis Vernecourt, am 4. Tage von Vernecourt bis Luneville. Die Pferde der Batterien befanden sich beim Einrücken in die Garnison in vortrefflichem Zustande. Die „Revue de cavalerie" meint, eine solche Leistung würde die deutsche reitende Artillerie ihren Pferden nicht zumuthen.

Die Schmähschrift Mackenzie's.

* Wir geben nachstehend den Schluß der in der „Deutschen Medicinischen Zeitschrift" enthaltenen vom Sanitätsrath Dr. Guttmann verfaßten Widerlegung der Mackenzie'schen Schmähschrift:

Bernhard Fraenkel ließ sich gelegentlich über diesen Punct in folgender Weise aus: „Ich kann mir nicht denken, daß irgend ein Arzt der Welt die nach reiflicher Ueberlegung und gewissenhafter Begründung kundgegebene Diagnose der Berliner Aerzte durchaus in den Wind geschlagen haben sollte. Während der ganzen Dauer der Behandlung mußte Mackenzie es als eine stetige Mahnung zur Responnung seiner gegen Aufmerksamkeit empfinden, daß seine Berliner Collegen, abweichend von seiner Meinung, die bei dem Kronprinzen beobachtete Geschwulst für Krebs erklärt hatten. Bei der von Howell am 14. September zuerst entdeckten und von Mackenzie nachher angegebenen, einen halben Zoll unterhalb des Stimmbandes auftretenden Verdickung konnte er sich auch nicht mehr auf das Gutachten Virchow's berufen. Denn die Pachydermia verrucosa kommt einen halben Zoll unterhalb der Stimmbänder nicht mehr vor. Was hat ihn also bewogen, der Entwickelung des Tumors unthätig zuzusehen? Die geistlich entsprechenden Mittheilungen des „British medical Journal" versichern auf das Bestimmteste, daß lediglich ein chronischer Katarrh mit Reizungen zu Congestionen vorlage, und daß kein irgendwelches Aeußere der Geschwulst vorhanden sei. Will ich Mackenzie nicht schlechte Motive, durchaus verwerflichen Ehrgeizes oder auf die Dauer unmöglicher Rechthaberei, unterlegen, so kann ich zur Erklärung dieses Verschleppens der Diagnose nur anerkennen, daß sein Wissen nicht ausgereicht hat, eine richtige Auffassung der vorliegenden Verhältnisse in ihm aufkommen zu lassen."

Mackenzie hat jede weitere Consultation durch die von ihm ausgestreute Saat des Mißtrauens gegen die deutschen Aerzte zu vereiteln gewußt.

In der weiteren Anklage gegen Gerhardt wird ausgeführt, daß seine Behandlung geeignet gewesen sei, ein gutartiges Uebel in ein bösartiges zu verwandeln. Herr Mackenzie verzeiht, daß er selbst die Geschwulst, die Gerhardt gekannt hatte, lange nachher für durchaus gutartig erklärt hat, daß er sie darauf exstirpirte, und daß dieselbe von Virchow untersucht worden ist. Es fand sich kein Krebs darin. In diesem Falle ist also der anatomische Beweis erbracht, daß der Krebs nicht durch die Eingriffe Gerhardt's entstanden ist. „In jedem Falle, so führt Gerhardt in der Broschüre aus — und wo gäbe es einen Fachmann, der ihm entgegentreten könnte — in jedem Falle einer kleinen, dem Stimmbandrande aufsitzenden Neubildung noch unbekannten Charakters wird es Pflicht sein, sie zu entfernen. Welcher Arzt würde mit verschränkten Armen zusehen wollen und sie ruhig wachsen lassen, nur damit sie nicht bösartig werde? Wird die Neubildung gerüttelt und wächst mit einer bedrohlichen Schnelligkeit wieder, so wird man allerdings nicht säumen dürfen, sie durch die Spaltung des Kehlkopfes frei zugänglich zu machen und mit Stumpf und Stiel auszurotten." Oder wollte — worauf sich Mackenzie in seinem Pamphlet bezieht — Lennox Browne eine ganz besonders der galvanokaustischen Behandlung die Fähigkeit zutrauen, aus Polypen Krebse zu machen, mehr noch als Herrn Mackenzie's Lange, die später diesen Kehlkopfe große Verletzungen zufügte? Warum hat Mackenzie später selbst die Galvanokaustik angewandt? Gesetzt, es wäre bewiesen, daß mit irgend erheblicher Häufigkeit, sagen wir in 1/4 Proc. der Fälle gutartige Geschwülste in Krebs des Kehlkopfes sich umwandeln, dann wäre immer noch nicht bewiesen, daß irgend eine Behandlungsweise auf diesen Proceß einen begünstigenden oder verhütenden Einfluß ausübe, noch weniger aber, daß dies in diesem Falle stattgehabt habe. Nach den neuesten Zusammenstellungen ist im Uebrigen den von Lennox Browne aufgestellten Behauptungen von Semon u. A. jeder Boden entzogen worden.

Die wuchtige Anklage gegen Bramann, er habe die Luftröhre 3mm rechts von der Mittellinie geöffnet, überfliegt jede Vorstellung von der wissenschaftlichen Qualität dieses Mannes, dem die leitende Behandlung des kalten Patienten leider anvertraut war. Gerhardt hat also den Krebs vorschnitten. Bramann hat die Tracheotomie schlecht ausgeführt, unzweckmäßige Canülen haben das Leiden verschlimmert, und am 12. April hat v. Bergmann dem hohen Kranken den Todesstoß gegeben. Woher nimmt dieser Mann — ich wiederhole es — die Stirn zu solch' frevelhaftem Gebahren? Will er das Aerzten sagen? Doch nein, es handelt sich ja nur darum, die alten Lügen und Schwindeleien, welche dem großen Publikum Tag aus, Tag ein erzählt worden sind, denselben noch einmal zu unterbreiten. Mit diesen Behauptungen zeigt sich nunmehr Herr Mackenzie noch fest als den Urheber aller der ärztlichen Vorwürfe in den englischen Zeitungsnachrichten. Allein an dem Sectionsprotokoll scheitert das ganze elende Verfahren, und das volle Licht fällt auf das Treiben dieses in den Augen eines jeden einsichtigen Arztes geächteten Mannes.

Zum weiteren Beweis dieser Behauptung müssen wir auf die unqualificirbaren Angriffe, welche Mackenzie gegen v. Bergmann richtet, etwas näher eingehen. Dieselben gipfeln in der Behauptung, daß Letzterer am 12. April durch forcirtes Einführen der Canüle eine Phlegmone des Zellgewebes im Jugulum und Mediastinum anticum herbeigeführt habe. Auf diesen Vorwurf mußte man gefaßt sein. Schon in der Broschüre schreiben die deutschen Aerzte: „Es geht durch die tiefstraurige Leidensgeschichte unseres mit Geduld und Selbstverleugnung Alles ertragenden Kaisers Friedrich das Bemühen Sir Morell Mackenzie's, jede Beschimmerung im Zustande des hohen Kranken nicht der Krankheit und ihren naturgemäß nothwendigen, unausbleiblichen Fortschritten, sondern einem seiner mit hinzugezogenen Collegen zur Last legen. Gerhardt sollte zuerst die ursprünglich unschuldige Geschwulst durch seine Arzneien in eine bösartige verwandelt haben. Als im November und im Februar neben Schrötter und Tatt Kußmaul seine Hinzuziehung von v. Bergmann gewünscht wurde, hieß es, der könne unmöglich genommen werden, der sei ja an der ganzen schlimmen Wendung schuld. Bramann hatte durch falschen Schnitt, Schrader durch einen ungeschickten Canülenwechsel und v. Bergmann durch Wahl einer unpassenden Canüle zur Nachbehandlung den blutigen Auswurf und den Decubitus in der Trachea besorgt. Schließlich trug v. Bergmann's forcirtes Einführen der Canüle am 12. April die Schuld an der unglücklichen, aber schon am 6. April bestehenden Wendung der Krankheit, indem es einen großen flaschenförmigen Absceß des Mediastinum verursacht haben sollte." In Folge dessen hat, wie in Berliner ärztlichen Kreisen allgemein bekannt geworden ist, v. Bergmann Virchow bei der Section aufgefordert, hierauf sein besonderes Augenmerk zu richten, und das Sectionsprotokoll sagt, daß in dem betreffenden Gewebe nur normale Verhältnisse seien, und daß das Mediastinum anticum gar nicht verändert sei. „In dem Gewebe um die Trachea keine narbigen Zustände, sondern normale Verhältnisse." Also diese ganze Phlegmone konnte wohl erdichtet werden, wenn die Section nicht ausgeführt worden wäre. Nun sie aber ausgeführt worden ist, hätte sich doch Herr Mackenzie wohl hüten sollen, so grob zu lügen. Die große Menge von Eiter, welche der hohe Kranke auswarfte, entstammte nach dem Sectionsbericht aus dem gangränösen Zerfall der Neubildung. Vardeleben sagt in der Broschüre: „Die weit klaffende Luftröhrenöffnung, aus welcher die Canüle entfernt war, erschien am Rande nur von einigen kleinen harten Höckern besetzt. Es gelang leicht, eine große Masse fauliger Granulationen aus der sehr erweiterten und nur von nachgiebigen Wänden begrenzten Höhle des Kehlkopfes zu entfernen, indem man Wattebäusche in dieselbe einführte und wieder herausriß."

Es ist der gewöhnliche typische Verlauf aller Kehlkopfkrebse, wie aller Krebse überhaupt, daß sie anfangs harte, solide Geschwülste bilden, die mit der Zeit den Erweichungs- und Ulcerationsproceß durchmachen. Dann werden Stücke gangränös, und der Zerfall schreitet vorwärts. Die Gangränescenz des Carcinoms im Kehlkopf Kaiser Friedrich's zeigte sich vom 15.—17. Januar, bis am 17. Januar der hohe Kranke ein nekrotisches Gewebsstück, welches drei Tage lang flottirend im Kehlkopf beobachtet worden war, auswarfte. Dasselbe wurde Virchow zur Untersuchung übersandt. Auch das Ergebniß dieser Untersuchung ist publicirt worden. Am 4. März, als Waldeyer untersuchte, schloß er aus Dem, was